

(Nachdruck verboten.)

Madame d'Ora.

32]

Roman von Johannes V. Jensen.

Nach Verlauf einiger Minuten erschien Eld wieder, sie kam schnell aus dem Kabinett heraus. Sie war verändert. Sie glied einem Fieber. Ein Stöhnen rang sich aus dem Kreise los. Die Situation wurde kritisch. Mit Eld war eine große Veränderung vor sich gegangen, ihr Mund stand offen, ihre Augen weinten, sie war ganz wild vor Gemütsregung.

Hall stand über seinen Tisch gebeugt, als er die Ringe im Kabinett klirren hörte. Er richtete sich auf, er glaubte, es sei der Armenisch, der sich wieder blicken ließ. Aber als er Eld sah, war er mit einem Sprung bei ihr.

„Eld!“

„Ja.“

Sie schob die Brust vor, verzweifelt und stark, sie atmete so heftig, daß ihr die weißen Gewänder von den Schultern glitten.

„Eld, was ist geschehen?“ fragte er barsch.

„Ich muß gehen,“ sagte sie weinend. „Ich muß gehen. Es ist vorbei.“

„Mußt Du gehen?“

„Ja.“

„Und kommst Du nicht wieder?“

„Nein. Nein.“

„Warum mußt Du gehen?“ fragte er klagend.

„Eld, warum?“

Sie schüttelte den Kopf, ihn ansehend.

„Ich kann es nicht sagen. Ich muß gehen.“

Hall senkte den Kopf.

„Ja, aber Eld,“ hat er eindringlich, „kannst Du denn nicht noch etwas bleiben? Mußt Du gleich gehen? Gleich? Bleibe noch ein wenig! Wenn es doch das letzte Mal ist. Eld?“

Sie lachte ihn an, stammelnd, seufzend, weinend.

„Ich muß verschwinden, — gleich.“

Hall geht vor ihr auf und nieder, geht einmal um sie herum und wieder auf und nieder, er ringt die Hände, wie jemand, der in bitterer Not ist.

„Eld, wohin gehst Du dann?“

Sie schüttelt den Kopf und das Haar nach allen Richtungen hin. Hall faßt unwillkürlich nach ihr. Sie weicht zurück mit hochgehobenen Armen und Augen, die vor Angst rund sind. Er faßt wieder nach ihr, schwächer.

„Nein, nein, nein, nein,“ fleht sie, und er läßt die Arme sinken, steht mit leeren Händen da, sinkt vor ihr zusammen.

„Jetzt muß ich gehen.“

„Nein, Eld!“

„Ja, ich muß gehen.“

Er lächelt in seinem Schmerz, er will sie festhalten, er will die Zeit in die Länge ziehen.

„Und dann willst Du wohl heimwärts? Du willst zurück, Eld, von uns weg. Willst Du nach den Tälern bei Bingöl Dagh, wo Du Schafe hütetest? Willst Du den Euphrat sehen? Oder wohin gehst Du? Und kann ich nicht mit Dir gehen?“

„Ja, das kannst Du!“ flüstert sie, vom Kopf bis zur Zehe zitternd. Er sieht die wunderbare Schwäche in ihrem Blick, die ihn triff, ihn blendet, er tastet mit den Händen vor sich hin.

„Kann ich mitgehen?“

„Ja. Aber jetzt muß ich fort.“

Sie gleitet ein paar Schritte zurück, auf das Kabinett zu, steht undeutlich im Halbdunkel. Er folgt ihr.

„Geh nicht,“ fleht er außer sich. „Geh nicht! Nein, Eld!“

„Komm!“ flüstert sie und weicht noch einen Schritt zurück. Er steht eine Weile und starrt sie an. Dann läßt plötzlich die Erregung nach, die seine Kräfte fast erschöpft hat, und er wird vollständig ruhig.

„Willst Du denn, daß ich sterben soll?“ fragt er finster.

„Komm!“ flüstert sie.

Er greift in alle seine Taschen, sucht nach einem Messer,

nach Gift, oder nur nach einem Nagel, um sich die Pulsader damit aufzureißen.

„Ja, Eld. Ich komme!“ murmelt er und geht ihr nach in das Kabinett, in die Finsternis hinein.

Da ertönt ein rasendes Gebrüll! Ein wilder, schallender Kehllaut, und große Sprünge werden auf dem Fußboden hörbar. Es ist Leontine d'Ora! Leontine d'Ora wirft sich mit ihrem ganzen Gewicht zwischen die beiden. Und in der Verwirrung und dem Tumult, die nun entstehen, hört man abermals Madame d'Oras wahnsinniges Gebrüll und dann einen laut gellenden Frauenschrei, und im nächsten Moment kreischt Madame d'Ora vor Schmerz auf. Und wieder brüllt sie triumphierend. Aus dem Kabinett dringt ein Lichtstreif heraus.

„Ich halte sie!“ heult Madame d'Ora. „Licht! Licht!“ Der Kreis ist von den Stühlen aufgesprungen, und plötzlich erstrahlt das Laboratorium in vollem, blendenden elektrischen Licht.

„Ich halte sie!“ stöhnt Madame d'Ora. „Seht! Es ist Mirjam! Seht! Seht! Sie hat mich gestochen. Seht sie alle! Ah! Ah!“

Sie schwingt den einen blutigen Arm und schlägt die weiße, leblose Gestalt, die schlaff auf ihrem Busen liegt, zweimal auf den Rücken, daß es nur so schallt.

„Ah! Ich hab' es mir ja gleich gedacht! Da könnt Ihr sehn!“

Aber nun steigert sich die Verwirrung zu einem allgemeinen Ausbruch von Wahnsinn, man schreit in allen Tonarten. Denn die Portieren zu dem Kabinett tun sich auf, und heraus tritt The missing link, behaart und in seiner Kleidung aus Säuten. Er ist nicht angenehm zu sehen in dem blendenden Licht, als er zähneknirschend auf Madame d'Ora losgeht mit Fingern, die sich nach ihrer Kehle krümmen.

Der kleine graue Mann mit der goldenen Brille zieht einen Revolver heraus, und seine Augen haben plötzlich gar keinen alten Blick mehr, er erhebt eine kommandierende Stimme. Aber jetzt ist da ein anderer, der schwer auf den Fußboden springt, Ralph Winnifred Lee! Er fliegt auf den Armenischen zu und reißt mit einem Ruck den Armenischenbart von seinem Untergesicht.

„Jesus Christus! Das ist Evanston!“ ruft der kleine Mann mit der goldenen Brille. Und als befolge er ein Beispiel, befreit er sich von der Brille und von seinem schönen grauen Bart, den er mit „Pub“ in die Tasche steckt.

„Mein Name ist Thomas A. Mason,“ sagt er ganz im allgemeinen in das Zimmer hinein und zeigt ein Polizeischild. „Nein, so etwas hab' ich doch — — Jesus Christus!“

Madame d'Ora hat Mirjam losgelassen. Sie sieht sich nach Edmund Hall um und entdeckt ihn mitten im Laboratorium auf einem Stuhl sitzend in all der Panik und all dem Aufruhr. Hall hat sich hingesezt, er ist kein Teilnehmer mehr. Leontine schwankt auf ihn zu und kriecht auf den Knien vor ihn hin, zeigt ihm ihren verwundeten Arm und legt ihren Kopf in seinen Schoß.

Und während nun alle Augen auf Lee und Evanston gerichtet sind, die sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, sitzt Edmund Hall da, die Hände auf Leontines Kopf, und beobachtet etwas, das über den Fußboden hinkriecht — Mirjam in Elds weißen Gewändern. Sie hat sich auf allen Vieren aus ihrer Ohnmacht aufgerüttelt und kriecht nun dahin, so gut sie kann, um aus dem Wege zu gelangen. Das lange, schwarze Haar, das vom Einfließen leicht gestammt ist, — jetzt sieht er das — hängt herab und verbirgt ihr Gesicht völlig, aber sie scheint keine Verwendung für ihre Augen zu haben. Sie schleppt sich mit Mühe und Beschwerde auf Händen und Knien weiter, sie sinkt mit dem Hinterkörper nach der Seite um und erhebt sich nur mit großer Not wieder, der Kopf auf dem dünnen, kraftlosen Halse sinkt bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Allmählich gelangt sie bis an die Wand, wo sie umfällt, sie stößt den Kopf mehrmals gegen die Mauer, als wolle sie sich unter einem Busch ein Versteck bohren, sie streicht an der Seite entlang, um in Schutz zu gelangen, und als sie den Widerstand fühlt, folgt sie der Wand mit ihren letzten armseligen Kräften, sie will bis ans Ende gelangen, sie will aus dem Wege. Einmal läßt sie das arme, schwache Rückgrat ganz im Stich, so daß sie umfällt,

und nun kann sie wohl nicht wieder auf die Beine kommen; aber sie kämpft geduldig, bis sie wieder weiter kriechen kann. Endlich, endlich hat sie die Erde erreicht, und hier scheint sie sich wohl zu fühlen, oder auch, sie kann nicht mehr, sie bohrt den Kopf in die allerhinterste Ecke am Fußboden und zieht den Körper und die nackten Beine so dicht wie möglich an sich. Sie macht noch einen letzten, ganz schwachen Versuch, sich weiter in die Ecke hineinzudrücken und sich besser zusammenzurollen, bis sie still liegt.

„Es tut so weh!“ jammert Leontine und ringt den blutenden Arm.

„Hat sie Dich gestochen?“ fragt Edmund geistesabwesend.

„Ja, sie stach mich mit irgend einem Glas. Ich hörte, wie es zerbrach.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Temperatur-Umkehr im Winter.

Von Dr. S. Gerstmann.

Die Temperatur der Luft nimmt im allgemeinen um so mehr ab, je höher die betrachtete Luftschicht liegt, je entfernter sie von der Erdoberfläche ist. Das kann jeder erfahren, der ein höheres Gebirge bestiegt; dort liegt auch im Sommer beständig Eis und Schnee. Noch merkwürdiger wird es, wenn man eine Luftballonfahrt unternimmt, denn wenn man auch aus einer am Erdboden kaum erträglichen Hitze aufgestiegen ist, gerät man, wenn der Ballon eine größere Steighöhe erreicht, in eine solche Kälte, wie man sie auf der Erdoberfläche auch im strengsten Winter nicht erlebt. Die größte Höhe, die von Menschen bisher im Luftballon erreicht wurde, beträgt 10 800 Meter. Die Professoren Berzon und Säring vom Berliner Meteorologischen Institut drangen am 31. Juli 1901 so hoch in die Luft, doch gerieten dabei beide in bringende Lebensgefahr; bei dieser im Hochsommer unternommenen Fahrt — an der Erdoberfläche betrug die Temperatur am selben Tage vormittags über 23 Grad — zeigte das Thermometer in der erreichten Luftschicht minus 40 Grad, die Luft war also oben um 63 Grad kälter als in der Tiefe, gewiß ein deutliches Beispiel für die Temperaturabnahme mit der Höhe.

Die Verringerung der Luftwärme mit der Schichthöhe geht ungefähr so regelmäßig vor sich, wie wenn man vom Äquator zu den Polen kommt. Auf hohen Gebirgen in den Äquatorgegenden zeigt sich dies auch an der Vegetation, die auf dem Gebirge lebt. Am Fuße des Berges gedeihen die Pflanzen, die eben in der heißen Zone vorkommen, wie Palmen und dergleichen; in mittlerer Höhe findet man die Pflanzen, die bei uns, in der gemäßigten Zone, auf dem Erdboden leben, und wenn man noch höher steigt, ist man von dem kümmerlichen Pflanzenwuchs umgeben, den man sonst im hohen Norden vor sich hat; so kann man dieselbe Pflanzenreihe von unten nach oben feststellen, die bei der Wanderung vom tropischen nach dem nördlichen Klima durchgemacht wird.

Die Ursache dieser Luftabkühlung mit zunehmender Höhe ist leicht begreiflich. Wenn wir Menschen uns gegen die äußere Kälte schützen wollen, so legen wir wärmere Kleidung an. Die Bezeichnung „wärmere Kleidung“ ist eigentlich nicht richtig gewählt, denn in der Tat ist die Kleidung durchaus nicht warm, sie führt uns auch keine Wärme zu, sondern sie ist nur ein Mittel dagegen, daß unsere eigene Körperwärme in die Luft ausgestrahlt wird. So ist auch unsere Atmosphäre eine Art von schützendem Mantel für die von ihr umgebene Erde, sie verhindert es, daß die Wärme, die uns von der Sonne zugestrahlt wird, sofort wieder an den leeren Weltraum abgegeben wird. Dabei ist es merkwürdig, daß die Luft für die Wärme, die von der Sonne zur Erde gelangt, sehr leicht durchgängig ist, während sie in der entgegengesetzten Richtung, also von unten nach oben, der Bewegung der Wärme einen sehr großen Widerstand entgegensetzt. Dieses eigenartige Verhalten wurde von dem englischen Physiker Tyndall dadurch erklärt, daß er annahm, beim Aufsprallen auf die Erdoberfläche erleide die Wärme eine gewisse Umwandlung. Die strahlende Wärme wird von einem Punkt nach dem anderen geführt durch eine Wellenbewegung des im leeren Raume und in allen Substanzen und Körpern der Welt als vorhanden gedachten Äthers, dessen Wellenbewegungen ja auch das Licht von einer Stelle des Raumes zur anderen tragen. Nun setzt sich das Licht aber aus Wellen von sehr verschiedener Länge zusammen, die sich dem Auge als die verschiedenen Farben kenntlich machen. Auch die sichtbaren Lichtstrahlen tragen eine gewisse Menge Wärme in sich, hauptsächlich wirken aber diejenigen Ätherwellen als Wärmequellen, die größer sind als die Wellen der sichtbaren Lichtstrahlen. Auch die Wärmeschwingungen des Äthers haben nun recht verschiedenartige Wellenlängen, ohne daß wir freilich ein Sinnesorgan haben, das die Wellen verschiedener Wellenlänge so unterscheiden könnte, wie das

Auge die verschieden langen und verschieden farbig erscheinenden Lichtwellen. Nun sind gewisse Substanzen durchlässig für Licht von gewisser Wellenlänge, z. B. für rotes Licht, alle anderen Lichtwellen verschlucken sie; solche Körper sind die rotfarbigen Gläser, andere Körper, z. B. die blauen Gläser, lassen nur Licht von solcher Wellenlänge durch, das uns blau erscheint, alle anderen Lichtwellen werden in ihm verschluckt. Solchergehalt lassen nun auch verschiedene Körper, zum Beispiel auch die Luft, nur Wärmestrahlen von bestimmten Wellenlängen durch, und Tyndall nahm nun an, daß die Wärmestrahlen schon dadurch, daß sie auf der Erde aufsprallen, die also eine solche Wellenlänge besaßen, daß sie von der Luft durchgelassen wurden, in Wärmestrahlen von solcher Wellenlänge umgewandelt werden, daß sie nun von der Luft nicht mehr durchgelassen, sondern in ihr festgehalten werden und, unmitttelbar an der Erde verbleibend, gehindert werden, in den Weltraum hinauszustrahlen; sie kommen also der Temperatur der Erde, in deren Nähe sie ja sind, zugute. Derartige Umwandlungen von Ätherwellen einer Wellenlänge in solche von anderer Länge sind durchaus nichts Unerhörtes, sie kommen auch bei Lichtwellen vielfach vor, wo sie sich als Umwandlung einer Farbe in eine andere kenntlich machen.

Die unmittelbar über der Erde lagernde Luft hat nun beinahe die ganze Dike der Atmosphäre über sich, also einen sehr dicken Luftmantel, bei dem jedes einzelne dünne Schichtchen etwas Wärme zurückhält, so daß nur wenig Wärme von unten in den Weltraum strahlen kann. Geht man aber ein wenig in die Höhe, hat man nur noch eine geringere Atmosphärenhöhe über sich, die die dort befindliche Wärme zurückhalten im Stande ist, sie strahlt kräftiger in den leeren Raum hinaus, es ist dort kälter, es ist dicht an der Erdoberfläche. Unter sonst günstigen Umständen genügt schon eine Erhebung von fünfzig Metern über die direkte Erdbodenluft, um eine beträchtlich geringere Wärme erkennen zu lassen. Wenn man um eine Strecke weiter in die Höhe geht, hat man dort eine Luftbede von noch geringerer Dike über sich, die Strahlung nach oben ist wiederum erleichtert, insgedessen ist es also dort auch wieder kälter. Auf diese Weise ist, je weiter man in die Höhe geht, eine immer dünnere Atmosphärenhöhe darüber gelagert und die Temperatur nimmt mit der Höhe beständig ab. Es ist also etwa so, wie wenn wir Kleider von verschiedener Dike anziehen; an dem Tage, an dem wir dünnere Kleidung tragen, geben wir mehr Wärme ab, als dann, wenn wir dickere Kleidung angelegt haben; darum tragen wir im Winter, wenn wir unsere Wärme nach Möglichkeit bei uns behalten wollen, dicke Kleider, im Sommer dagegen, wo wir von der Hitze gepeinigt werden, kleiden wir uns möglichst dünn, um der Wärme den Austritt zu erleichtern.

Die allgemeine Regel, daß die Luft mit zunehmender Höhe immer kälter wird, erfährt aber im Winter nicht selten auffällige Ausnahmen. Es kommt vor, daß die Luft gleich am Erdboden sehr kalt ist und daß über ihr eine höhere Temperatur gefunden, in noch größerer Höhe ist die Wärme noch größer, und erst wenn man sehr hoch steigt, macht sich wieder der regelmäßige Zustand geltend, von dort aus nimmt die Luftwärme unsofort ab, je höher man kommt. Diese Erscheinung ist den Meteorologen wohlbekannt, sie kommt so häufig vor, daß es sich als notwendig erwies, ihr eine besondere Bezeichnung zu geben, und man nennt sie die Temperaturumkehr im Winter oder auch die Temperaturinversion. Man kann sie manchmal schon bei ganz geringen Höhenunterschieden feststellen. Wenn man dann am Boden eine sehr niedrige Temperatur findet, ist sie auf dem Dache eines Gebäudes viel höher, sogar um sechs bis sieben Grad. Bei so geringen Höhenunterschieden ist freilich eine so bedeutende Temperatursteigerung ziemlich selten wahrzunehmen, aber wenn die Entfernung von der Erde an einer unterrichteten Stelle mehrere hundert Meter größer ist, als an der anderen, sind so große, ja noch größere Temperatursteigerungen ganz häufig.

Die nächstliegende Erklärung für diese Temperaturumkehr wäre vielleicht die, daß man annimmt, in größerer Höhe wehe ein Südwind, der naturgemäß dorthin aus dem Süden Wärme trägt, während näher der Erde dieser Südwind fehlt, also auch die von ihm herrührende Wärme. Denn in der Tat wehen fast immer in verschiedenen hohen Luftschichten Winde von ganz verschiedenen Richtungen, und dort, wo diese verschiedenen Luftströmungen an einander grenzen, macht sich ihr Zusammenwirken durch charakteristische Wellenformen und auch durch andere meteorologische Erscheinungen oft geltend. In neuerer Zeit hat man sogar durch Aufstiege von unbemannten Ballons, die schon bis in die gewaltige Höhe von 24 000 Metern gelangten, und die die dort oben herrschenden Luftzustände auf selbsttätig registrierenden Instrumenten verzeichnen, festgestellt, daß in der Höhe von tausend Metern und etwas darüber fast beständig ein warmer Luftstrom aus Süden weht, der dort die Lufttemperatur nicht wenig über die der dicht darunter befindlichen Luft erhöht. Aber zur Erklärung gerade der winterlichen Temperaturumkehr kann das Vorkommen von Südwinden einfach deshalb nicht herangezogen werden, weil jene Erscheinung auch da auftritt, wo gar keine Südwinde vorhanden sind, sondern wo die Luft aus dem Osten oder Norden weht, also aus Gegenden, die uns Kälte bringen. Die Ursache ist vielmehr in der Tatsache zu suchen, daß zu den fraglichen Zeiten auf der Erdoberfläche Frost herrscht; an der vereisten Erde kühlte sich die sie unmittelbar berührende Luftschicht sehr energisch ab, und noch einige Meter, auch noch einige

hundert Meter reicht die so herbeigeführte Luftabblähung; aber in einer gewissen Höhe muß diese Wirkung schließlich aufhören, weil die direkte Wärmeleitung der Luft nicht unbegrenzt, ja nicht einmal sehr groß ist; dort ist die Luft also so warm, wie es die Sonnenstrahlung zur Folge hat und darum wärmer als in tieferen Luftschichten. Die winterliche Temperaturumkehr ist eingetreten. Von da aus macht sich dann die gewöhnliche Temperaturabnahme mit der Höhe geltend und so sind alle Einzelheiten der Ercheinung erklärt. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Sicherheit zu erwarten, daß auch in dem jetzigen Winter Temperaturverfälschungen auftreten. —

Kleines feuilleton.

Theater.

Schiller-Theater N.: „Adieu Therese“, Einakter von Ludwig Kenner; „Sein Alibi“, Schwank in drei Akten von Wilhelm Wolters. In dem früheren Schiller-Theater N., das augenblicklich dem Fideleschen durch das Kadelburgische „Hufarenfieber“ für Monate versorgten Lustspielhause als Filiale angegliedert ist, gab es nach erfolglosen Wiederholungen des „Familientags“ am Dienstag zwei Premieren. Das Publikum schien sich zu amüsieren, mit und ohne Grund wurde viel gelacht. Der Kenner'sche Einakter erinnert, wie der Verfasser selbst eine seiner Personen vorsorglich bemerken läßt, stark an Schnitzlers „Abschiedssooper“, war aber darum doch kein bloßer Abklatsch. Ein Liebhaber von dem bekannten Anatolgenre, dem eine mehr als sechsmonatliche Liebe als Widerspruch gegen Natur und Herkommen erscheint, hat nach Ablauf dieser Frist die Dame seines Herzens zu sich eingeladen, um ihr auf Grund seiner Prinzipien die Notwendigkeit des Auseinandergehens zu beweisen. Ein sprachlicher, indessen unvermeidlicher Verfluß, den sie erleiden wird — so meint der vor dem Zauber seines werten Ich aufs innigste Durchdrungene. Er fürchtet das aggressive Pathos ihres zu Handgreiflichkeiten neigenden Jorns und placiert als Hülfkraft, die auf das Stichwort „Adieu Therese“ eintreten und seine Beweisführung logisch unterstützen soll, einen Freund ins Nebenzimmer. Therese kommt, ist reizender als je, und so entwickelt sich die Sache gerade umgekehrt, als im Programm vorgesehen war. Wie Butter in der Sonne schmelzen die Vorsätze, vergessen ist die Sechsmonatstheorie. Den lieben Freund wünscht er im Geist zu allen Teufeln. Selbstverständlich plagt der im ungeeignetsten Moment zur Tür herein und beginnt unter völliger Verleumdung der Situation die präparierte Rede. Vergebens sind die Bitten und Betenerungen des reinigen Liebhabers. Therese, rasch von dem ersten Schrecken sich erholend, dreht den Spieß um. Emil bekommt den Abschied und an dem Arm des Freundes, der sich bei diesem unverhofften Rollenwechsel höchst zufrieden fühlt, zieht sie mit schadenfrohem Lächeln ab. Die Komik des Umschlags milderte das Anstößige des Stückchens. Marie Wendt spielte mit munterer Verbe.

Um so größere Anforderungen an die Geduld stellte der mühsam zu drei Akten ausgezogene Schwank von Wilhelm Wolters. Juristische Spinnwebenlogik sucht aus dem Umstande, daß ein Angeklagter nach Wochen und Monaten sich über sein Alibi zur Zeit der Tat nicht ausweisen kann, seine Schuld abzuleiten. Der Verfasser hat wohl ursprünglich eine Persiflage vorgehabt. Eine vortreffliche Tendenz, zu deren Ausgestaltung es ihm aber an allen Vorbedingungen gebrach. Für solche Zwecke hätte es einer schneidend grotesten Satire etwa im Stil der Courtelineischen Gerichtszenen bedurft. Hier verläßt der Anwalt in einen merkwürdig unbeholfen zugeschmigten schaal-familiären Duzendspatz von drückender Langweiligkeit. Ein eifersüchtiges Frauchen, das von der Wichtigkeit des Alibi gehört hat, rückt damit ihrem gedächtnischwachen Mann auf den Leib. Und weil er sich beim besten Willen nicht erinnern kann, wo er den bewügten Abend, über den sie Auskunft haben will, verbracht hat, nennt er in der Verlegenheit ihr irgend ein Lokal. Ein nach Indizien jagender Rechtsanwält, Spezialist in Ehescheidungsachen, der durch die Frau davon erfährt, konstruiert im Handumdrehen unfehlbarer den Beweis, dann müsse ihr verehrter Gatte der Herr sein, der mit der Gattin seines Klienten an jenem Abende im Séparé der Weinstube saß und durch das Fenster die Fucht ergriff. Die Auflösung, bei der die Augenzeugen sich aufs gründlichste bliamieren, erfolgt in einer initierten Salon-Gerichtsverhandlung, bei der der Advokat als Staatsanwalt fungiert. Sie überraschte durch ungewöhnliche Erfindungsarmut. Frau Wallinger zeigte in der Rolle der Eifersüchtigen wieder ihre frische Natürlichkeit, gegen die dann freilich die ungelente Steifheit des von Ritter dargestellten Gatten um so peinlicher abfiel. Mit behaglichem Humor gab Wedemann den um seine Zeugengebühren besorgten Verklärer Droschkentuschler.

Hygienisches.

Ueber die Auster als Typhuserreger verhandelte kürzlich die Pariser Akademie der Medizin. Die Frage ist für Frankreich von besonderer Bedeutung, da dort die Auster an der ganzen Küste ein wirkliches Volksnahrungsmittel und auch an dem Fisch der Pariser Arbeiter kein seltenes Gericht ist. Die Gesundheitsgefährlichkeit des Austergenusses ist keine neue Entdeckung.

Sie war in England schon vor 20 Jahren Gegenstand einer vom Staate angeordneten Untersuchung. 1896 sprach dann die Pariser Akademie den Wunsch nach einer Ueberwachung der Austerparcs und des Austerimports aus. Das Marineministerium ordnete daraufhin eine Untersuchung der Austerparcs an der ganzen französischen Küste an, deren Resultate aber ungenutzt in den Amtsalten verschimmelten. Als aber im vorigen Jahre eine Reihe von auffallenden Erkrankungen die Aufmerksamkeit der Presse erregte und das Publikum beunruhigte, wurde eine neue Erhebung angeordnet, die Professor Ketter leitete. Er hat nunmehr ihre Ergebnisse in der medizinischen Akademie mitgeteilt. Seine Untersuchung umfaßte 111 Infektionsfälle, die sich in einem Zeitraum von vier Monaten an 13 Orten ereigneten. In allen Fällen handelte es sich um Austern, die aus den Bänken des Meeres von Chau stammten und in den Parks der Kanäle von Cette gelagert waren. Professor Ketter konnte den Zusammenhang zwischen diesem Ursprungsort und der Erkrankung feststellen. Die Infektion der Austern rührte, wie er darlegt, von der Verunreinigung des Wassers durch die Abfallkanäle von Cette, einer Stadt von 35 000 Einwohnern, her. Die gefährlichen Austern waren frisch, zum Teil sogar an Ort und Stelle verzehrt worden. Sie waren durchaus wohlschmeckend, trotz des außerordentlich niedrigen Preises, der 20, 15, ja selbst 10 Centimes für das Duzend betrug. Die Erkrankungen waren verschiedener Art: in der Mehrzahl gastrische Fieber, Kolik, Diarrhoe, in 33 Fällen aber hatten sie Typhuscharakter, und zwar trat der Typhus gewöhnlich in einer schweren Form, in Begleitung von Herzaffektionen auf. In Autum allein kamen in 13 Familien 30 Erkrankungen vor, darunter vier mit tödlichem Ausgange. Die auffallende Tatsache, daß die Bewohner von Cette selbst von schweren Erkrankungen ziemlich verschont bleiben, erklärt Prof. Ketter aus einer durch wiederholte Anfälle seit der Kindheit hergestellten Schutzimpfung. Diese Magen- und Eingeweideerkrankungen sind aber so besam, daß sie das Volk mit dem Namen „Cettoise“, d. h. die Krankheit von Cette belegt hat. Ketter hat auch festgestellt, daß das reine Seewasser dem Eberth'schen Bazillus und anderen Krankheitsreggeren nicht abträglich ist, daß also sein Eindringen in die Austerparcs die Gesundheitsgefährlichkeit der Austern nicht aufheben kann. Immerhin befreien sich Austern, die aus dem infizierten Wasser entfernt werden, nach und nach von den gefährlichen Bazillen und hören nach 5 oder 6 Tagen auf gesundheitschädlich zu sein. Leider werden sie aber schon vor dieser Zeit konsumiert. Die Schlussfolgerung Kettters ist: Die Auster ist an sich eine gesunde Nahrung. Das einzige Mittel aber, um sie nicht gesundheitschädlich werden zu lassen, besteht darin, die Austerkultur unter Bedingungen zu betreiben, die die Verunreinigungen mit verunreinigtem Wasser ausschließen.

Völkerrunde.

Negerzauber. Im inneren Afrika gibt es für uns noch so manche Geheimnisse. Wir wissen, daß viele Negerstämme auf große Entfernungen sich Nachrichten geben, wir können uns aber diese Uebermittlung schlecht erklären. Wohl hört man in Westafrika nächtlich das Trommeln, das die Nachrichten weitergibt und unter den feinhörigen Rassern ist, so sagt man, der Steinboden der Leiter für die Weitergabe der Meldungen. Doch bleibt viel von alledem unklar. Der englische Arzt Dr. Feslin, der seinerzeit mit Emin Pascha in Uganda war, kam von dort von Süden her in Lado am Nil an. Dort teilte ihm ein Zauberer mit, er habe in derselben Nacht erfahren, in Meschao er Rel — abwärts im Nahr el Gafalgebiete — sei die Ankunft von zwei Dampfern auf dem Nile angemeldet worden. Auf diesen Dampfern befänden sich mehrere Europäer, die der Zauberer schilderte. Einer sei ein kleiner Dicker mit einem langen Barte. Er bringe Briefe an Dr. Feslin und werde nach dreißig Tagen in Lado eintreffen. Feslin gab nichts auf die Rede des Schwarzen, der darüber sehr verstimmt war. Nach zweimonddreißig Tagen aber erhielt jener doch Recht, der kleine Dicker kam an, Lupton Bey mit den angekündigten Briefen. Im Vorentzuge erfuhren den Abzug der Buren von Masering und den Ausfall des Obersten Vater Engländer im Zululande ohne Telegraph und quer durch Südafrika schon am Tage des Vorfalles. Man kann diese Mitteilungen auf so bedeutende Entfernungen durch Rauchsignale, Feuerzeichen und ähnliches durchaus nicht erklären, denn viele Reisende berichten gleichlautend, daß die Rassern auch über flaches Land hin weithin Nachrichten melden können. Es schien ihnen wohl, als ob steiniger Boden der Träger der Laute sei, doch den eigentlichen „Zauber“ hat man nicht erkunden können.

Durch ganz Afrika verbreitet sind die Nganga, die zugleich Zauberer und Aerzte sind. Der schwarze Mediziner hat seine Medizin gewöhnlich in einem Säckchen oder einer Kürbissalebasse. Da ist wunderbares Zeug verpackt, ein Stück Büffelhorn, ein Stück Wand, Menschenzähne, Affenhaut, Körner, Haare, häufig auch Geschlechtssteile von Menschen. Soll die Medizin wirksam werden, so nimmt der Zauberer Gegenstände an sich, die dem Kranken gehören, einen Zahn, Haare, Blut. Dann erscheint er in der Hütte, angetan mit einer Gesichtsmaske, und beginnt seine Beschwörung. Wie in der Zeitschrift „Le Congo“ der Baron de Haullerville mitteilt, sind den Zauberern viele wirksame Mittel bekannt. Am häufigsten wenden sie Bäder und Massage an gegen das Gieberreizen, die allgemeine Plage der Neger, die in Kälte und Hitze im Freien leben und tagelang des Fischfanges wegen am Wasser wohnen. Am Unter-Kongo setzt man den Kranken auf einen Schemel, unter dem ein Kessel mit siedendem Wasser auf glühender Asche steht. Der Leidende wird dicht in Stoffe ein-

gewickelt und erhält nun, während der Medicinmann den Geist der Krankheit beschwört, ein regelrechtes Schwigbad. Am Ober-Kongo wird der Kranke in eine Grube gesetzt, so zugedeckt, daß nur der Kopf herauschaut, und dann siedendes Wasser in die Grube gegossen, in dem allerhand Kräuter gesotten worden sind. Der Kranke muß manchmal zwei Tage lang das heiße Bad aushalten — und der Zauberer läßt sich dann für seine anhaltende Bekämpfung des „Geistes“ doppelt schwer bezahlen. Häufig erinnern die Mittel des Neger-Konga an unsere mittelalterliche Medizin, die ja unter dem Pauernevolke noch heute gilt. So helfen Schlangengähne gegen Pestilenzbisse, die des Leoparden gegen dessen Ueberfall. Erschrecklich, aber durch viele Zeugnisse bekundet ist die Zymfung gegen das Skorpiongift. Ein Skorpionschwanz wird eine bestimmte Zeit lang über dem Feuer gebraten, dann zerstoßen. An den Gelenken des Patienten werden einige Einschnitte gemacht und die Masse dort hineingerieben. Der Geimpfte macht ein nicht starkes Fieber durch und ist künftig gegen Skorpionbisse geschützt.

Stirbt ein Kranker — das passiert ja auch Negerärzten — so ist der Nanga an Ausreden nicht verlegen. Bezahlen läßt er sich obendrein, denn nun hat er es in seiner Gewalt, die Verwandten zu verdächtigen, die ihn durch Geschenke günstig stimmen. Ein Nanga kann auch eine Frau werden, und es gibt im Kongogebiet Kertinnen genug. Sie sind aber eher gefürchtet als begehrt, denn wie bei uns Hexerei den Frauen zugeschrieben wird, so auch im dunklen Erdteil, wo sie in Giftmischerei sich auszeichnen und geheime Pflanzenmedizin kennen.

Die Einsetzung eines neuen Nganga, des Medicinmannes im Dorfe, geschieht unter allerhand Feierlichkeiten, an denen das ganze Dorf teilnimmt, nachdem der Bewerber vor einem Rate von Weisen sich als einen brauchbaren Zauberer erwiesen hat. Je nachdem er den hohen Rat bestochen hat, wird sein Examen rigorosum leicht gemacht. Die zwei ältesten Geheimräte erfassen ein langes Band, das in der Mitte einen Knoten hat. Die Alten ziehen am einen Ende, der Bewerber unter Beistand von zehn starken Männern am anderen Ende. Bleibt der Knoten auf seiner Seite — fast immer — so ist die Probe entschieden und alle singen: „Aha, was für einen starken Zauberer haben wir.“ Der neue Medicinmann erhält dann noch einige Vorschriften, an die er sich halten muß. Dessenfals vernimmt er die folgenden — insgeheim weitere: „Niemals sollst du bittere Früchte ins Dorf bringen, wenn du selbst solche essen willst, so sollst du sie im Walde essen. Niemals sollst du über Nacht Wasser in deinem Hause haben. Niemals sollst du Kal essen, auch nicht Ziegenfleisch. Niemals sollst du deinen Mantel mit anderen essen, du sollst ihn allein essen!“

Das letzte Gebot entspricht der großen Furcht der afrikanischen Eingeborenen, in Gesellschaft eines Zauberers zu essen. Der englische Reisende Hauptmann Bessby berichtet folgenden ihm zugestohlenen Vorfall aus Abofinien, aus der Nähe von Abdis Ababa. Ein Eingeborener kam in sein Lager unter dem Geheule: „Walama, walama, Zauberer!“ Bessby erfuhr nun, daß er bei einem Dorfe verweile, das von Zauberern bewohnt sei, die ihre Gegner wahnsinnig machen können. Einer der Leute ist trotz einer Warnung in Gegenwart eines Zauberers. Er wurde tollwütig und entwich. Der Engländer wollte den Glauben bekämpfen und ist vor vielen Zauberern. Es ging ihm beinahe wie seinem Diener. Am anderen Morgen war er krank und vermochte sich wochenlang nicht mehr zu erholen. Was tun die Walamos? Beeinflusst der Boden, Malaria gift den Fremden, das dem Einheimischen nicht mehr schadet? Jedenfalls schildert sie der Reisende, der die süße Erfahrung machte, als große gesunde Leute, ihre Frauen als schmutzige Weiber, alle gern lustig und zu Tanz und Musik anheigt. Der Glaube der Neger, daß ihnen der Zauberer süßes anheben kann, ist mit den Sklaven nach Amerika hinübergekommen. In Jamaica machte unlängst ein englischer Offizier folgende Erfahrung. Ein alter Diener, der sich mit einem bekannten Zauberer gezannt hatte, wurde krank und verlor die Sprache. Der Offizier ließ den Mann drei Wochen lang im europäischen Hospital behandeln. Vergeblich, der Mann verkam zusehends. Auf den Rat einer Schwarzen wurde der Kranke zur Hütte eines Zauberers gebracht. Der gab ihm ein Getränk aus Kräutern und nach drei Tagen war der Mann vollkommen geheilt.

Kongo-Offiziere haben ebenfalls in vielen Fällen die Erfahrung gemacht, daß ihre erkrankten Leute mit europäischer Medizin vergeblich behandelt, daß sie aber nach Behandlung mit den Mitteln der Nganga schnell geheilt wurden. Der „Zauber“ muß eben in diesen Mitteln liegen, die uns die Neger um keinen Preis verraten, die zu kennen aber unserer Heilwissenschaft sicher von Vorteil wäre.

Humoristisches.

— Der Alchimist. (Dernburg, der aus Wärsensand Gold machen soll.) „Na, Ezzellenz, wird's geh'n?“

— Im Zeichen der Fleischnot. (Steinmaurer bei der Arbeit. Der eine seinen Leibgurt um einige Loch enger ziehend): A. (seinen Mitarbeiter erstaunt ansehend): Wat machste denn, Willem?

B.: Ich fröhstüde.

— Polonki.

(Monolog des ungarischen Justizministers.)

Nur wer sein Brot mit Tränen aß,
Vermag der Seele Leid zu nennen;
Nur wer in tiefem Elend saß,
Wird and'rer Menschen Elend kennen.
Nur wer betrogen zwanzigmal,
Wird zur Deliktserkenntnis reifen,
Nur der, der selber Silber stahl,
Wird Diebes-Phyde voll begreifen.
Nur wer erpreßt mit eig'ner Hand,
Empfindet mit Verbrechernötten,
Und nur ein Zuchthausaspirant
Kann die Justiz im Staat vertreten!
(„Auftige Blätter“.)

Bau n?

Und die Zeiten fließen fort,
Und im „Temps“ stand Wiktofs Wort:
Werde bald, ihr sollt es spüren,
Liberaliter regieren. . .

Manchem scheint dies ein Gewinnst.
Fragt sich nur, wann du beginnst.
Morgenrot der Liberalen?

Wann? Kurz vor den nächsten Wahlen.
(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Im Alter von 86 Jahren ist in London Sir William Howard Russell gestorben, ein Veteran der Journalistik, der fast alle großen Kriege während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts als scharfsichtiger Beobachter mitgemacht und in farbenprächtigen, ergatten Schilderungen beschrieben hat. Die ersten Er-sahungen als Berichterstatter machte er in den Jahren 1843/44, als ihn die „Times“ nach Irland sandten, um über die Unruhen und dann über den Prozeß gegen den Agitator O'Connell zu berichten. Zum erstenmal nahm Russell an einem Kriege 1850 in Schleswig-Holstein teil; aber sein Ruhm und seine Bedeutung wurden erst durch seine Tätigkeit während des Krimkrieges begründet. Kriegskorrespondenten waren damals noch recht seltene Posten, und als sich daher Russell im Auftrage der „Times“ bei dem englischen Heere meldete, wurde er als ein seltsames Phänomen angestaunt. Aber durch ihn wurde der Beruf des Kriegskorrespondenten nun bald ein wichtiger Faktor. Seine Enthüllungen über die Mängel der englischen Kriegsführung erregten großes Aufsehen und erschreckten die Regierung zu Hause nicht weniger als die Generale im Feld. Verschiedene Reformvorschlüge Russells fanden Anklang und wurden durch das Unterhaus gebilligt. Damit war seine Stellung in der englischen und europäischen Presse begründet. Von nun ab war er bei allen wichtigen Ereignissen zugegen. Seine Berichte über die Anfänge des amerikanischen Bürgerkrieges riefen unter den Lesern eine furchtbare Entrüstung hervor, sodaß Russell Amerika verlassen mußte. Den deutsch-französischen Krieg hat er hauptsächlich im deutschen Hauptquartier mitgemacht.

— Magnetisches Gewitter, Polarlicht, Sonnenflecke stehen, wie in den Artikeln über das Polarlicht hier kürzlich auseinandergesetzt wurde, in engem Zusammenhange. Das starke magnetische Gewitter, das am 9. und 10. Februar sich von den Azoren her über Spanien, Deutschland bis Schweden und England bemerkbar machte und mit seinen starken Strömungen die schwachen elektrischen Ströme der Telegraphen- und Telephonleitungen „über-tönt“, hat das wieder erwiesen. Es ist ein starkes Nordlicht beobachtet worden, dem sich bei klarer Luft wohl noch mehrere zugesellt hätten und vor allem sind seit einigen Tagen eine Anzahl bedeutender Sonnenflecke auf der Sonne zumeist in der Nähe des Sonnenäquators erschienen.

— Eine Radelstatistik wird in „Technik und Naturwissenschaft“, dem Beiblatt des „Kosmos“ aufgestellt: Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts war es Deutschland allein (daneben nur Spanien in beschränktem Maße), das die ganze Welt mit Stednadeln und Rahnadeln versorgte. Später gelang es England, nachdem es bei den Deutschen in die Schule gegangen war, diese fast völlig vom Weltmarkt zu verdrängen, den sie sich aber neuerdings energisch zurückerobert haben. Bis dahin fabrizierte England in seinen kolossalen Stahlwerken zu Sheffield, Birmingham und London die größte Zahl Radeln: 50 Millionen täglich. Gegenwärtig steht Deutschland an erster Stelle, dessen Fabriken (etwa 70 an der Zahl) in Aachen und Wurtzscheld, Herlohn, Altena, Schwabach usw. je 200 Millionen wöchentlich erzeugen; dazu kommen Frankreich und die Vereinigten Staaten mit je 150 Millionen wöchentlich. Allein im Aachener Bezirk werden jährlich 700 bis 800 Tonnen Stahldraht zu etwa 4 1/2 Milliarden Radeln aller Art, im Wert von ungefähr sechs Millionen Mark, verfabrt. Man veranschlagt den täglichen Radelverbrauch der ganzen Welt auf etwa 200 Millionen Stück.